

## Grenzenloser Reflexionsoptimismus?

Niels Gottschalk-Mazouz

Kommentar zur Hauptartikel „Kulturelle Nachhaltigkeit“ von Heintel und Krainer, erschienen in: *Erwägen – Wissen – Ethik*, Heft 21/4 (2010), S. 464-466

((1)) Die Autoren holen weit aus. Sehr weit. Sie wollen uns mit großen Gesten etwas erklären. Nämlich, dass „unsere Fortschrittskultur“, unser auf Ökonomie und Technik fixiertes kulturelles „Modell Neuzeit“ überholungsbedürftig sei. Erst die „Systemreflexion“ führe uns zu uns selbst und mache uns frei. Und werde uns, eigentlich eher nebenbei, auch „Nachhaltigkeit“ beschere. Und zwar nicht nur als bewusste Entscheidungen von Menschen für Lebensformen, die sie für nachhaltig halten. Sondern am besten als Teil einer Kultur, als Teil einer „im Kern verbindliche(n) Antwort auf die Frage, wie wir leben wollen“ (39). Inhaltlich wollen die Autoren sich und uns zwar eigentlich nicht festlegen, was Nachhaltigkeit dabei bedeute. Aber da, wenn man nur (selbst- und system-)reflektiert genug wäre, sich eine „Kultur des Immateriellen“ ergäbe (28), darf man wohl davon ausgehen, dass dann für Nachhaltigkeit schon gesorgt wäre.

((2)) Der Text scheint mir derart umrisshaft und vage ausgeführt, dass er sich nur schwer diskutieren lässt. Die philosophischen Bezüge jedenfalls sind eher lose hergestellt, etwa zu Hegel, an den die Autoren anschließen wollen, wenn sie den „absoluten Geist“ als Lebensstil der Zukunft preisen. Was wollen die Autoren damit zum Ausdruck bringen? Inhaltlich scheinen sie zumindest auch auf individuelle Veränderungen in Verhalten und in Wertorientierungen und ein vernünftigeres Miteinander (Bsp. Mediationsverfahren) abzuheben, also auf das, was bei Hegel in die Domänen des subjektiven bzw. objektiven Geistes fallen würde. Kunst, Religion, Philosophie (das und nur das läuft bei Hegel unter „absoluter Geist“), soll das tatsächlich *den* Lebensstil der Zukunft bezeichnen? Oder soll mit dem „absoluten Geist“ nicht doch nur eine kritisch-reflektierende Distanznahme zu bestehenden Gewohnheiten und Institutionen „unserer Fortschrittskultur“ bezeichnet werden? Oder ist die Ambivalenz gewollt und beides zugleich gemeint? Vielleicht auch Letzteres als Weg zu Ersterem? Oder Letzteres als Ausdruck von Ersterem?

((3)) Um die Kulturkritik der Autoren diskutieren zu können, fehlen mir vor allem Verortungen gegenüber den bekannten Positionen. Was sich für die Autoren in ihren Forschungsprojekten „herausgestellt hat“ (21) bzw. was sie „vorgefunden haben“ (22), wirkt holzschnittartig und wenig originell. Gegen eine blinde Aufklärung, die Ökonomie, Technik und Rationalität vergötzt, gab es doch stets Gegenreden, prominent z.B. bei den Romantikern und dem deutschen Idealismus, oder bei Adorno/Horkheimer. Zu einer „zweiten Aufklärung“ (28) sind wir bereits verschiedentlich ermahnt worden. An soziologischer als auch an philosophischer Fortschrittshetorik und -kritik bestand eigentlich schon bisher kein Mangel, auch nicht an vagem Reflexionsoptimismus, so dass sich die Frage aufdrängt, was nun hier das Spezifische, das Neue sein soll. Der teils systemtheoretische Jargon? Der verhaltenswissenschaftliche Fluchtpunkt? Die spezielle Verbindung von Elementen, die man je einzeln schon anderswoher kennt? Die Auseinandersetzung mit Nachhaltigkeit scheint dem Text vor allem als ein Aufhänger für eine allgemeiner angelegte Kulturkritik zu dienen, der er sich dann auch hauptsächlich widmet. Das würden die Autoren vermutlich anders sehen, etwa so, dass sie in den kulturkritischen Passagen ein generelles Bild zeichnen, deren wesentliche Züge sich auch in der Nachhaltigkeitsdiskussion wiederfinden lassen. Letztere wäre dann gleichzeitig Ausdruck von und Teil des Ersteren. Wie auch immer, damit dieser Text funktionieren kann, muss die Ausführung beider Teile für sich überzeugen sowie der Bezug

überzeugend hergestellt worden sein. Ich kann hier nur kurz näher auf eines der Probleme eingehen, die ich in der Ausführung der Teile sehe, und dann auf die Lösungsperspektive der Autoren.

((4)) Die unter dem Nachhaltigkeitstitel geführte Diskussion scheint mir deutlich komplexer zu sein, und auch ergiebiger, als es die Autoren zum Ausdruck bringen. Ich verweise nur auf *Zukunftsfähiges Deutschland*, die *Lokale Agenda 21*, den *Millenium-Prozess* und die Kontroversen um die „Versäulung“ der Nachhaltigkeit (z.B. in GAIA 18/1 2009), d.h. die Trennung von ökologischen, ökonomischen und soziokulturellen Aspekten. Die Autoren beziehen sich vor allem auf den Brundtland-Bericht, doch scheinen sie ihn mir in zentraler Hinsicht missverstanden zu haben, nämlich hinsichtlich dessen Rede von einer „nachhaltigen Entwicklung“, und daher seinen Charakter und damit auch sein Verhältnis zu den kulturkritischen Thesen falsch einzuschätzen. Im Brundtland-Bericht heißt es bekanntlich, vgl. (27), diese wäre eine „Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“ Mit diesen „Bedürfnissen“ ist nicht unser Luxus gemeint, oder marginale Beiträge zum Wohlergehen in westlichen Gesellschaften. Sondern vor allem die Grundbedürfnisse der ärmsten Länder. Das Hauptziel von „Entwicklung“ sei, deren Befriedigung langfristig zu ermöglichen. Die Vertreter „nachhaltiger Entwicklung“ sprechen also nicht in dem Sinne von „Entwicklung“, dass wir uns erst zu einem Zustand der Nachhaltigkeit hin entwickeln müssten (wie die Autoren annehmen). „Nachhaltig“ qualifiziert keinen Zustand, sondern einen Prozess, „Entwicklung“, der nicht auf Nachhaltigkeit, sondern zunächst einmal auf die Befriedigung von Grundbedürfnissen zielt und auch zielen soll.

((5)) In (27) wiederholen die Autoren ein leider nicht seltenes Missverständnis: Dass es bei „nachhaltiger Entwicklung“ im Brundtland-Bericht darum ginge, dass es uns immer besser oder den nachfolgenden Generationen jedenfalls nicht schlechter als uns ergehen solle. Von besser oder schlechter ist in der Brundland-Definition aber gar nicht die Rede. Es geht schlicht um die Befriedigung von Bedürfnissen, sowie darüber hinaus um die Schaffung einer Aussicht auf ein besseres Leben, für die ärmeren Länder. Dass sich das angesichts des Ressourcenverbrauchs der reichen Länder nicht von selbst ergibt, dass also globale Umwelt- und Entwicklungspolitik zusammenzudenken ist, auch unter Fairnessaspekten, ist Ausgangspunkt des Reports. Er ist keineswegs ein Hinweis auf das Zu-Ende-Gehen „unserer Fortschrittskultur“, sondern getragen von einer im Rahmen „unserer Fortschrittskultur“ formulierten anspruchsvollen Vision, die u.a. auf Technologie und Verteilungsgerechtigkeit setzt.

((6)) Schon durch den globalen Blick des Brundtland-Berichts war ein defensives Verteidigen des Status quo, das nach Meinung der Autoren im Brundtland-Bericht angedeutet ist (27), ausgeschlossen. „Die ökonomische Entlastung ist ausreichend geschehen, man muss in ihr nicht mehr vorankommen (wiewohl es natürlich überall noch Potentiale für Verbesserungen oder Perfektionierungen geben mag).“ (27) In den Ohren der Brundtland-Autoren hätte das so pauschal niemals überzeugend klingen können, denn in den armen Ländern ist dem ja gerade nicht so, auch in Indien oder China dürfte man das anders sehen.

((7)) Die einzelnen Punkte des Brundtland-Reports waren bereits im öffentlichen Bewusstsein präsent. Dass Umweltgüter insgesamt knapp sind, war nicht etwas, dass Brundtland allererst herausstellen musste, sondern das war schon dem Club of Rome gelungen. Dass wir in den reichen Ländern ein ausreichendes Niveau an (materieller) Bedürfnisbefriedigung erreicht haben, war bereits in den 1960er und 70er Jahren gesellschaftlich sichtbar thematisiert (und steht bei Brundtland jedenfalls nicht im Vordergrund). Dass dieser Zustand und auch der Weg dorthin aber global nicht

verallgemeinerbar sind, gleichzeitig jedoch den armen Ländern eine Perspektive geboten werden muss, d.h. dass Umwelt- und Entwicklungspolitik zusammenzudenken sind im Lichte inter- und intragenerationeller Gerechtigkeit und Fairness, scheint mir die wesentliche Einsicht und Herausforderung, auf die Brundtland erfolgreich aufmerksam gemacht hat.

((8)) Der Grund für den schließlichen Reflexionsoptimismus der Autoren bleibt im Dunkeln. Es ist aber gerade ein Optimismus, der sich seines Grundes nicht kritisch vergewissert, dem man also blind vertrauen müsste, der sich als wenig nachhaltig erwiesen hat (und gegen den sich Kulturkritiken stets gerne richteten). Wenn es ums „Ganze“ gehen soll, gleichsam „von außen“, müssen das auch die Autoren in Führungszeichen setzen - was ist die normative Basis einer solchen Kritik? Hat nicht gerade der Anspruch auf Totalreflexion zu einseitigen, verabsolutierenden Systemansätzen geführt (zumindest bei philosophischen Systemen)? Es wird im Text nicht klar, wo und wie ein praktisch-normatives Potential der Reflexion innewohnen soll. Denken die Autoren da an die Arbeiten von z.B. Habermas oder auch wieder „nur“ an Hegel? Was die Autoren im Text zu treiben scheint, sind Kategorien wie Authentizität, Freiheit, Selbstbewusstsein. Dies sind klassisch moderne Kategorien. Aber sie scheinen uns in den Pluralismus zu führen. So begrüßen es die Autoren, wenn sich Menschen bewusst für bestimmte Lebensformen entscheiden, „die sie für nachhaltig halten“. Was aber, wenn sie sich bewusst dagegen entscheiden? Wenn manche gar als rationale Egoisten leben wollen? Kultur „als eine im Kern verbindliche Antwort auf die Frage, wie wir leben wollen“, wie die Autoren zustimmend zitieren - wäre eine solche gesellschaftliche Homogenität die natürliche Folge von Reflexion, wäre sie überhaupt wünschenswert?

((9)) Ohne Ausweis der normativen Basis bleibt der Status des ganzen Projekts unklar. Einerseits wird die „ethisch-apellative Aufladung“ des Nachhaltigkeitsbegriffs beklagt. Andererseits wird Reflexion nicht nur beschrieben, sondern uns empfohlen. (Deshalb reicht auch keine Selbstreflexion im Baecker-Stil für das Ziel der Autoren hin, vgl. aber (29)). Die eingangs noch beklagte Aufladung wird auf den Reflexionsbegriff verschoben. Mit analogen Konsequenzen für Reflexion wie für Nachhaltigkeit: Wer kann schon dagegen sein? Was kann man nicht als solche ausgeben? Reflexion, so scheint mir, wird bei den Autoren zu genau dem „Plastikwort“, das Nachhaltigkeit nicht sein sollte.